

Die Reichsanleihe.

4 Berlin, 7. Juli.

Die zur öffentlichen Subscription aufgelegte Reichsanleihe hat einen guten Erfolg gehabt; sie ist beinahe um das Siebenfache überzeichnet worden. Es geht daraus klar hervor, daß der kleine Capitalist sich an den Gedanken gewöhnt hat, der 3 1/2 procentige Zinsfuß, zu welchem sie ausgegeben ist, werde in Zukunft die Regel oder gar das Maximum bilden. Und ich halte diese Annahme, friedliche Zustände vorausgesetzt, für eine völlig richtige. Schwankungen im Zinsfuß werden niemals ganz ausbleiben; es werden vorübergehend wieder Zeiten mit fallenden Coursen und steigender Rente eintreten. Im Großen und Ganzen aber bleibt es ein allgemein herrschendes Gesetz, daß mit steigender Cultur der Zinsfuß fällt, weil das Capital und somit auch das Angebot des Capitals sich vermehrt. Es sind kaum zwanzig Jahre, seitdem wir uns in einer Periode mit ganz entgegengesetzter Tendenz befanden; damals war der Cours der Staatspapiere und Prioritäten in beständigem Fallen und der Zinsfuß im Steigen. Das hatte besondere Gründe. Damals fand aller Orten eine fieberhafte Bewegung statt, um das Eisenbahngeschäft zu vervollständigen. Die verschiedenen großen Eisenbahngesellschaften wetteiferten darin, sich auszubehnen, und mußten wetteifern, um im Concurrentenkampf kräftig zu bleiben. In jenen Zeitraum fielen, um nur bei schlesischen Verhältnissen stehen zu bleiben, der Bau der Nechten Oderuferbahn, das Streben der Freiburger Bahn, jusqu' à la mer vorzubringen, und mancherlei Unternehmungen der Oberschlesischen Eisenbahn. Und wie in Schlesiens sah es fast überall in Deutschland aus. Seitdem hat sich in dem Bau der neuen Eisenbahnen ein gewisser Sättigungsprozess vollzogen; und was zu bauen übrig bleibt, wird durch den Staat in ruhigem Tempo ausgeführt. Es fehlt die schmelzende Concurrenz. Davon, ob sich in kürzerer oder längerer Zeit dem unternehmungslustigen Capital ein gleich dankbares Object anbieten wird, wie der Eisenbahnbau, wird es abhängen, wenn wir einmal wieder in eine Periode steigender Renten eintreten werden.

Daß das Reich den Versuch machte, für den Zinsfuß von 3 1/2 pSt. Geld aufzubringen, war die notwendige Folge der vorangegangenen wirtschaftlichen Entwicklung. Daß der Versuch gelungen ist, wird nunmehr die Ursache werden, daß die Entwicklung in derselben Richtung weiter geht. Der Zinsfuß von 3 1/2 pSt. als marktgängige Rente hat gewissermaßen den offiziellen Stempel erhalten. Die Zeichner, die sich mit diesem Zinsfuß zufrieden geben, müssen die Hoffnung hegen, wenigstens am Course eher zu gewinnen als zu verlieren. Alles das wird auf den Markt für Hypotheken und städtische Anleihen zurückwirken.

Für die kleinen Rentner ist es eine trübe Zeit. Indessen alle wirtschaftlichen Verhältnisse sind einem ewigen Schwanken ausgelegt, und jede Schwankung bringt Verluste für den einen oder anderen Theil mit sich. Der Rückgang des Zinsfußes, wie er sich seit zwanzig Jahren vollzogen hat, hat für den Grundbesitz eine gewaltige jährliche Ersparnis im Gefolge gehabt, und man kann von ihm billiger Weise verlangen, daß er sich auch dieses Factors erinnert, wenn er einmal wieder eine Rechnung über seinen Nothstand aufmacht.

Politische Uebersicht.

Breslau, 8. Juli.

Der Feldzug gegen die russischen Werthpapiere wird in der conservativen Presse, wie bereits telegraphisch gemeldet worden, energisch fortgesetzt. Der jüngste Artikel der Kreuz-Zeitung lautet:

Der Tunkert.*)

Eine Dorfgeschichte aus Lothringen. [11]

Von Jacob Regnery.

Die Sonne ist vor wenigen Minuten im fernen Westen ins Meer getaucht; es ist die Zeit der Abenddämmerung, als der Eisenbahnzug am Hofe „Hangarten“ vorbei über die Schienen raselt.

In dem zur Seite des Hofes gelegenen großen Garten liegt ein kleiner, durch weiß angestrichene Zaunpfähle umgrenzter Friedhof. Einige zwanzig Gräber, mit schlichten Denkmälern am Kopfe, nehmen die Hälfte des grasigen Platzes ein. Sie bergen die irdischen Reste der während der drei letzten Jahrzehnte in der Umgegend verstorbenen Menoniten. Die kleine Ruhestätte heißt „Tunkert-Kirchhof“.

Unwillkürlich blickte der „Welsche“, als der Zug an dem Hofe vorbeifuhr, zum offenstehenden Wagenfenster hinaus. Sein Blick maß die weißgeputzten, hohen Mauern, die fast ein volles Jahrhundert nur emsige, glückliche Menschen gesehen hatte. Wäre den Mauern eine Sprache vergönnt gewesen, so hätten sie empört laut aufgeschrien, als vor zwei Jahren der „Huisier“ sich auf dem Innenhofe des weiten Gebäudes aufstellte, um, umgeben von einer kausiflügeligen und gassenfüllen Menge, alles, was der Hof in seinem Innern barg, auf dem Wege der Zwangsversteigerung den Meistbietenden gegen Baarzahlung zuzuschlagen. Der „Welsche“ war damals mit dem heute zur ewigen Ruhe gebetteten „Meierpeter“ hinaus auf den „Hangarten“ gefahren. Den Gespaß müssen wir auch gucken, schon um der Hofbäuerin ihr Gesicht zu sehen. Doch die Hofbäuerin kriegte der „Welsche“ nicht mehr lebend zu sehen: die lag am Tage der Versteigerung drinnen im guten Zimmer, aus dem alle Möbel heraus in die große Hofküche zur Beschichtigung für die Kaufsüchtigen zusammengestellt waren, kalt und hart auf der Todtenbahre. Schen strecken einige Bauern die Köpfe durch den Thürraum, und unbegreiflich schien ihnen, wie eine Frau, die so schmal und in tieferm Herzensgrame gestorben war, so ruhig und ergeben im Tode dalag. Auch der „Welsche“ hatte es einmal gewagt, den Kopf durch den Thürraum zu recken. Entsetzt war er zurückgeprallt, als des „Tunkerts“ einzig noch lebende Tochter, die Marie, die stumm und thranenlos neben der Leiche der herzoglichen Mutter saß, sich bei seinem Anblicke erhob, die zitternde Linke auf die bleiche Stirn der Mutter legte und ihn tief im Herzen wehlagend anschaute, indem sie abwehrend die rechte Hand vorstreckte.

Der „Welsche“ hatte die Thür damals jäh ins Schloß geworfen; ihm war's, als sehe er die Todte sich erheben und als schalte es mit

*) Nachdruck verboten.

Der Angriff gegen „russische Werthe“, den wir unternommen, hatte uns rasch Verbündete zugeführt, die ihn verstärkten: Verbündete, wie sie noch in keinem anderen Falle unserer Fahne gefolgt. Denn nicht bloß Genossen unserer Partei und deren nächste Nachbarn, die Freiconservativen, selbst Deutschfreisinnige und Ultramontane kämpften uns zur Seite, und wenigstens das Geplänkel dauert in der Provinzialpresse ohne Unterschied der Farbe derselben noch fort. Auch wissen wir, daß der gemeinsame Angriff kein vergänglich gewesen, denn abgesehen von der Aufrüttelung der Berliner Börse nahmen auch die Londoner und Pariser Börse von ihm Act, und in Petersburg rief er Erbitterung hervor. Allein, worauf wir mehr Gewicht legen, wir wissen, daß er zahlreiche kleine Capitalisten mit sofortigem positiven Erfolge in Bewegung gebracht, also daß man nur zu Unrecht von „eitlem Lärm“ sprechen konnte, den wir und die sofort sich zu uns gefellende „Königliche Zeitung“, die „Post“ u. s. w. gemacht haben sollten.

Wir sagten, in Petersburg hätten die Warnungen vor russischen Effecten Erbitterung erzeugt. Sehr begreiflich, zumal wenn gewisse briefliche Nachrichten, welche von dort hierher gelangt sind, sich bestätigen. Diesen zufolge geht die russische Regierung mit dem Plane einer neuen Anleihe in dem kolossalen Betrage von rund zwei Milliarden ein, theils zur Tilgung älterer Anleihen, theils zur Ausbesserung der Agriculturzustände, zur Hebung der äußerst gedrückten Industrie, wie zur Durchführung umfangreicher Eisenbahnbauten. Zur Uebernahme eines sehr erheblichen Theiles dieser Anleihe sollen bereits geheime Verhandlungen mit einer Gruppe französischer Finanzmänner angeknüpft sein, aber noch gar keine Gegenliebe gefunden haben. Denn die Herren an der Seine forderten, wie man vernimmt, als Vorbedingung zur Realisation einer solchen Anleihe eine garantierte Beschäftigung in den auswärtigen Unternehmungen Russlands, welche Beschränkung jedoch nicht auf eine Ausrüstungs-Aktion gegen Deutschland ausgebeugt worden sein soll. Wir bedauern solche Bedingungen, denn wir hätten unseren Freunden jenseits der Vogesen gar zu gern ganz allein den Segen gegönnt, mit welchem vielleicht nun andere Staaten, jedenfalls nicht zum unerheblichsten Theile das Deutsche Reich, bedacht werden sollen. . . .

Die „Post“ secundirt der Krzytg., indem sie schreibt:

Was wir dem deutschen Publikum heilsam und zuträglich halten, ist, daß ihm gelinge, seines Besizes russischer Papiere sich ohne Lärm und Panique in nicht zu raschem, aber auch nicht zu langsamem Tempo unauhaltbar zu entäußern. Mit so geringem Verlust, wie bei den ersten Abstoßungen, wird es freilich nicht bis zum Ende gehen. Nichtsdestoweniger kann, wie wir glauben, der Proceß sich ohne Unterbrechung in einer gewissen Regelmäßigkeit vollziehen. Was die ersten Abstoßungen so glücklich erleichtert hat, ist offenbar das Bestreben großer Geldmächte gewesen, es zu einer Panique der russischen Papiere nicht kommen zu lassen, das ist ein sehr löbliches Bestreben, dem wir vollen Erfolg gönnen, ein Erfolg, den wir auch für erreichbar halten, wenn die theilhaftigen Geldmächte sich erst überzeugt haben werden, daß es nicht mehr möglich ist, die russischen Titel in den Schranken der deutschen Capitalbesitzer aller Abflüssen festzuhalten. Die betreffenden Geldmächte haben Erfahrung, Kenntniß, Gewandtheit genug, um für die russischen Titel andere Märkte aufzusuchen und ihnen auf diesen Märkten auch Eingang zu verschaffen, wenn sie nur erst wissen, daß Deutschland für diese Art Operationen ein vornehmer und verschlossener Markt ist.

Daß aber die russischen Schuldtitel aus Deutschland wegkommen, ist eine Nothwendigkeit vor Allem für Deutschland, weiterhin aber für die ganze wirtschaftliche Welt, und nicht am wenigsten für Rußland selbst. Die Leichtgläubigkeit, am deutschen Markt Anleihe auf Anleihe unterzubringen, erst mit hohen Zinsen, denn aber mit der Aussicht, die anfänglich hoch verzinsten Anleihen wiederum durch die Bereitwilligkeit des deutschen Marktes vortheilhaft zu convertiren zu können, diese angenehme, fast unergleichen Möglichkeit, mit dem Gelde des Feindes, den man täglich anshawrt und verleumdet und gegen welchen man im schlimmsten Fall gar keine Rücksicht zu nehmen hat, eine stolze, kriegerische, nach allen Seiten weit ausgreifende Politik treiben zu können — wenn anders treibt dieses Wasser die Räder, als der panslavistischen Partei, der Partei des Krieges, des Deutschenhasses, der Vergewaltigung?

Die bulgarische Fürstenfrage ist in ein neues Stadium getreten. Die Sobranie hat den Prinzen Ferdinand von Coburg-Gotha zum Fürsten gewählt, und man glaubt, der Prinz werde die Wahl annehmen,

obwohl man augenblicklich nicht einmal genau weiß, wo er sich aufhält. So viel bisher verlautet, dürfte ihm von Seiten der maßgebenden Mächte kein ernsthaftes Hinderniß in den Weg gelegt werden. In Berlin und Wien steht man der Frage ziemlich kühl gegenüber; in Rußland soll der Prinz persona grata sein, doch hat die officielle russische Presse bisher noch immer an dem Standpunkte festgehalten, daß eine loyale Regierung unter der gegenwärtigen bulgarischen Regentenschaft nicht zu Stande kommen könne. Es wird sich ja bald zeigen, ob die gestern in Tirnowa erfolgte Fürstenwahl geeignet ist, endlich definitive Zustände in Bulgarien zu schaffen.

Deutschland.

Berlin, 7. Juli. [Der Kaiser.] Aus Ems wird der „Nat.-Ztg.“ gemeldet: Wie bereits telegraphisch gemeldet wurde, ist dem Kaiser die dreizehntägige Reise von Berlin hierher recht gut bekommen, obwohl die Hitze auch während der Nachstunden eine sehr quälende gewesen. Der Kaiser soll, wie vielfach mitgeteilt wird, über die langsame Fahrt verwundert gewesen sein. Allein die bezügliche Anordnung seitens der Aerzte war eine sehr gemessene und dahin gehend, möglichst alle Unbehaglichkeiten zu vermeiden und dem Kaiser die ihm so notwendige Nachtruhe nicht zu stören. Dennoch hatte sich eine leichte Müdigkeit unmittelbar nach der Ankunft in Ems eingestellt, die in diesen Tagen bald verschwand und als etwa zwei Stunden später die Kaiserin, Prinz Wilhelm und dessen Söhne zur Begrüßung des Monarchen von Coblenz herübergekommen waren, vermochte der Kaiser seine Gäste heiter und getränkt zu empfangen. Die überraschend eingetretene Temperaturerniedrigung dürfte den kaiserlichen Aufenthalt in Ems angenehm und erfolgreich machen. Die Hitze der letzten Tage war für Leidende und Gesunde gleich unerträglich. Nun aber ist nach dieser Richtung hin keine Beeinträchtigung des Gesundheits- und Kräftezustandes des Kaisers in Ems zu befürchten. Dennoch ist in der Conferenz der kaiserlichen Leibärzte die Frage des Aufenthaltes sehr eingehend erörtert worden. Es soll sich die Ansicht der Aerzte dahin geltend gemacht haben, daß unter den obwaltenden Umständen ein längerer Aufenthalt inmitten einer erfrischenden, vorwiegend auf die Nerven wirkenden Gebirgsluft dem Kaiser viel dienlicher wäre, als der Gebrauch der Quellen, für welche gegenwärtig kein geeigneter Grund vorliege. Es sei daher nicht ausgeschlossen, daß der Aufenthalt des Kaisers in Ems nicht einmal vierzehn Tage dauern würde. Bekanntlich ist es der Kaiser, der alljährlich auf der Emser Kur besieht, und es ist nur zu begreiflich, daß die Leibärzte, so weit sie es mit ihrem verantwortlichen Amte in Einklang bringen können, jedem Wunsche des Kaisers nachkommen; allein es scheint, daß diesmal wirklich die Nothwendigkeit, den Kaiser in eine kräftigere, erfrischendere Waldluft zu bringen, entscheidend sein werde für die Dauer des Aufenthaltes in Ems. Indessen können auch hinsichtlich dieser Frage keinerlei bestimmte Entschlüsse gefaßt werden, denn jeder Tag kann eine Aenderung in den getroffenen Dispositionen notwendig machen. Vor allem Anderem werden die Temperaturverhältnisse der nächsten Tage von definitivem Einflusse auf die Festsetzung des Aufenthaltes sein; denn im Falle die Temperatur-Erniedrigung anhält, werden die behandelnden Aerzte viel eher in der Lage sein, dem Lieblingswunsche des Kaisers, möglichst lange in Ems bleiben zu dürfen, zu willfahren, als dies bei etwa wieder hereinbrechender Julihize der Fall sein könnte.

[Vom Kronprinzen.] Die hierher gelangten Nachrichten aus der unmittelbaren Umgebung des Kronprinzen beschäftigen, wie man

Donnergewalt in seine Ohren: hinaus, Du Satan, und störe meinen Schlaf nicht, nachdem Du die Lebenden gemordet! Den Verführer des „Tunkerts“ litt es nicht mehr in dem Gedränge da im Hofe, er warf sich in seinen Wagen und jagte nach Hause. All das Erlebte zog noch einmal an dem Geiste des inzwischen selbst verdorbenen „Welschen“, in lebendigen Gestalten vorüber, als sein Blick den kleinen Friedhof freilegte.

Nun konnte er trotz der vorgerückten Dämmerung den jüngsten Grabhügel in der vierten Reihe entdecken, der einzige, der eines Denkmals entbehrte. Des „Welschen“ Augen vergrößerten sich ungewöhnlich, als er den Hals hervorbog. Nein, es war keine Täuschung, als er eine Männergestalt vor dem Grabhügel kauern sah, in ihr bei verstärktem Zusehen „den Tunkert“ in leibhaftiger Gestalt erkannte. Ueber des „Welschen“ Gesicht glitt ein Grinsen, vor dem sich sogar die Marianne erschreckt und bange in die Ecke drückte.

Also wirklich der „Tunkert“ schon aus dem Gefängniß, in dem er vier volle Jahre wegen Majestätsbeleidigung und schwerer Körperverletzung gesessen.

Dem „Welschen“ war es, als müßte er, die Füße gegen die Wagenbank anstemmend, den eilenden Zug in seinem Laufe hemmen. Er streckte den Arm hinaus und rief mit lachender Stimme: Hei, hergequack, der „Welsch“ ist im Lande!

Weiter kam er nicht. Mit einem Wuth- und Schmerzschrei prallte er zurück. Denn der Zug war gerade unter einer Brückenüberführung angekommen, und die Kante der Untermauer hatte dem „Welschen“ die Knochel der rechten Hand zerschlagen. Der Zug rasste fort, immer weiter, in ihm lästerte der „Welsche“ zum Himmel, während ihm das bethörte Mädchen ein Taschentuch um die arg geschundene Hand band.

Aber der Mann, der gramgebeugt und in unsagbarem Seelenschmerz mit dem nackten Kopfe an der kühlen Erde des Grabhügels lag, der aus dem Gefängnisse heimgekehrte „Tunkert“, hörte weder das Heranbrausen des Zuges, noch das Geschrei des Mannes, der ihm und seiner Familie zum Verderben und Verhängniß geworden. Längst hatten sich die Schatten der Nacht auf die Erde gelegt, und tausend kleine Sterne funkelten da droben am Himmel, als immer noch der „Tunkert“ an dem Grabe seines Weibes saß, unempfindlich gegen den Thau, der die Erde kalt und naß anhauchte. Zum ersten Male in seinem Leben vergoß der Mann, dessen Haupthaar und Bart innerhalb vier Jahren schneeweiß geworden, dessen ebenedem rüftiger Körper zu einem Gerippe zusammengedrumpft war, heiße und bittere Thränen. Unbeobachtet und ungestört schluchzte er Worte der tiefsten Reue und leise Aufe der Liebe und des Verlangens in das stumme Grab hinab, während sein wüßes, früheres Leben an

seinem Auge vorüberzog. Er gedachte seiner ersten Verhaftung in Nechlingen, die zwar nur einen Tag gedauert, aber, statt ihm zum Nachdenken und zur Besserung zu mahnen, seinen Gang zur Trunksucht von Tag zu Tag gemehrt hatte. Dreiviertel Jahre waren verstrichen, als das Urtheil über den Pächter, der während dieser Zeit auf freiem Fuße belassen wurde, am Landgerichte ausgesprochen wurde. Diese verhältnismäßig kurze Zeit hatte genügt, um den ebenedem guten Zuständen auf dem Hofe „Hangarten“ den Todesstoß zu versetzen.

Allen Bitten seiner Frau, allen Thränen seiner beiden Töchter zum Trotz, kam der Bauer regelmäßig in später Nacht nach Hause und schlich sich in der Frühe nach einem kurzen unruhigen Schlummer wieder weg; es litt ihn keine Stunde mehr in den Räumen, die Jahrzehnte die Ruhe seines Herzens bedeutet hatten. Dafür war er in allen Wirthshäusern der Umgegend ein gern gesehener Gast; denn wo der „Tunkert“ saß, da saßen auch sehr bald ein halbes Duzend feiernder, übelbeleumundeter Bauern und Handwerker, die unter lärmender Freundschaft des „Tunkerts“ braven Sinn in allen Tonarten priesen, mit ihm zechten und spielten, bis die Dellampe an der Decke müde glimmte und sich der Wirth die Augen rieb. Aber der „Tunkert“ konnte es ja „machen“, seine Geldbörse schien unerschöpflich zu sein, wiewohl daraus die Zechschulden aller der guten Freunde regelmäßig beglichen wurden, wiewohl das Kartenspiel ihr allabendlich hohe Summen entlockte. Natürlich, daß zuguterleht auch die Wucherer auf den Wirthsbänken hockten und hinter einem schalen Glas Bier an einem trockenen Stücke Brotes sich wohl thaten. Nicht mit Unrecht: der „Tunkert“ ging Handel auf Handel ein, verkaufte heute ein gutes Pferd zu Spottpreisen und erstand morgen einen lebensmüden Gaul für theures Geld.

Als das nächste Frühjahr kam, da war der Fruchtboden des Hofes so leer, daß die Mäuse das Weite suchten. Aber auch des Bauern lederner Beutel war geleert. Die Händler erwiderten seinen Gruß nicht mehr und die früheren Zechbrüder schüttelten die Köpfe, wenn sie seiner ansichtig wurden. Und das war auch ganz in der Ordnung, seit das Frühjahr zu Ende gegangen und der „Tunkert“ den Wein und das Bier im Hinblick auf seine magere Börse beiseite schob, um sich dem billigeren „Petroleum“ zu ergeben. Brütend saß er täglich eine Stunde allein am Wirthstische; dann fing er an, lebhaft über die schlechten Menschen zu schimpfen, um schließlich vom Wirth an die Luft gesetzt zu werden. Und dann endlich kam eine Zeit, deren sich der jetzt am Grabe seiner Frau trauernde und klagende Mann nur wie eines sehr wüßten, aber in den Einzelheiten lockeren Traumes entsann.

(Schluß folgt.)

